

Wie das Christkind auf die Erde kam

Autor(en): **Ritzhaupt, Jenny**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **12 (1922)**

Heft 52

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648044>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Es ist auch ganz erstaunlich, was auf dem Lande den Flaschenkindern alles gereicht wird: Oft von den ersten Tagen an gewöhnliche Kuh- oder Ziegenmilch, gerommene Milch und dann das Heer der in allen Zeitungen ange-



Für Millionen Mütter sind die Kinder eine schwere Last statt ein Glück, weil sie einem mühsamen Broterwerb nachgehen müssen. — Pro Juventute will diesen armen Müttern nach Kräften beistehen.

priesenen Rindermeile, von denen sich jede Mutter im Blättchen das ihrige herausucht. Daß auf dem Lande nicht noch viel mehr Flaschenkinder sterben, ist nur der Zähigkeit der Rasse zu verdanken. Man sieht da die Kinder fast Unmögliches verdauen. Bricht dann aber die Verdauungsmißere los, so ist das Kind oft schon am Rand seiner Kräfte und geht verloren.“

„Die Frage, ob die Säuglings- und Kleinkinderpflege im Bauernvolk der Hilfe und Förderung bedarf, müssen wir daher unbedingt bejahen. . . . Deshalb sind auf dem Lande die Mütterberatungsstellen dringend nötig, wo den jungen Müttern Anleitung über die Grundsätze der Säuglings- und Kleinkinderernährung, sowie über deren Pflege gegeben werden kann. . . . Höchst wünschenswert ist, auch dem Wochenpflegerinnenwesen auf dem Lande erhöhte Aufmerksamkeit zu schenken.“ Soweit der Arzt.

Wir sehen so, wie das Tätigkeitsfeld der organisierten Säuglingsfürsorge sich gewaltig erweitert, nach der Tiefe und nach der Breite. Einmal nach der Tiefe: Bisher beruhigte man sich vielfach, wenn, namentlich in Städten, Komitees, Vereine und Anstalten den ärmern Kreisen durch ihre Wohltätigkeit gewisse Lasten abgenommen und Beiträge an die Ernährung, Bekleidung und Wartung der Wöchnerinnen sowie der kleinen Erdenbürger gegeben hatten. Nun verschiebt sich das Schwerkraft der Fürsorgetätigkeit auf das Erzieherische, auf die Anleitung der Mutter zur möglichst umsichtigen und gewissenhaften Erfüllung ihrer eigenen Pflegepflichten. Daß dabei wie bei allem Neuen, zahlreiche Vorurteile zu überwinden sind, ist unvermeidlich.

Aber auch nach der Breite erweitert sich das Tätigkeitsfeld. Jenes geschärfte Verantwortlichkeitsgefühl beruhigt sich nicht mehr, wenn die eigene Vaterstadt im Glanz ihrer Wohlfahrtswerke leuchtet und hier um den Kirchturm alles aufs beste geordnet scheint. Laut rufen die bösen Zahlen jener Bauernkantone und erinnern daran, daß nicht nur der Bund den Land- und Berggegenden vermehrte Hilfe schuldet, etwa bei Lawinenverbauungen oder Krankenkassen. Auch die private Fürsorge erfährt nun das ganze Land. Und es ist gerade die Stiftung Pro Juventute, die jenen Grundgedanken der Schärfung des Verantwortlichkeitsgefühls für die Zu-

gend, ihr gesundheitliches, geistiges, gemütliches Wohl, in alle Täler hineinträgt. — Ob auch jeder Bezirk sein Pro Juventute-Geld selbst verbraucht, der reiche wie der arme, die ganze Bewegung ist in den letzten zehn Jahren doch jedem Landesteil zum Segen gewesen, einer fordert in edlem Wettstreit den andern. Darum hat auch dies Jahr die Dezemberaktion für Mütter-, Säuglings- und Kleinkinderpflege in allen Gauen ein freudiges Echo gefunden. A. M.

Wie das Christkind auf die Erde kam.

Weihnachtsgeschichte von Jenny Rihlaupt.

Es waren einmal drei kleine Engeln, sie hießen „Ette“, „Tette“ und „Sette“ und der alte gute Petrus nannte sie nur „die drei Unzertrennlichen“. Denn sie spielten immer zusammen auf der wunderschönen Himmelswiese. Wo Ette war, da war auch Tette, und wo Tette war, da war sicherlich auch Sette. Und dann fing es wieder von vorn an. Nie sah man eines ohne das andere. Sie waren immer beieinander. Sie spielten zusammen, sie begossen die Himmelsblumen zusammen mit ihren reizenden kleinen Gießkannen, sie tanzten zusammen und sangen zusammen, ja, sie schliefen sogar zusammen. Denn sie hatten auf vieles Bitten hin ein gemeinsames kleines flodenweiches Wolkenbettchen erhalten. Es war eine Freude, die drei Engeln zu sehen. Und der ganze Himmel freute sich auch über sie.

Aber wie es artige und unartige Erdenkinder gibt, so begab es sich auch, daß die drei Engeln einmal weniger folgsam waren als das andere Mal.

Eines Tages hatten sie sehr brav miteinander gespielt, und ihre Himmelsgartenbeete umgegraben, aber dann war der Uebermut über sie gekommen und sie hatten angefangen, sich ein wenig zu halgen. Und die kleine Tette, die die Uebermütigste von allen war, hatte der kleinen Sette einen derben Stoß gegeben, daß diese das Gleichgewicht verlor und kopf- über auf die Erde purzelte. Hätte eine kleine vorübersegelnde Wolke sie nicht aufgefangen und der Wind sie ganz erschrocken ein Weilschen getragen, sie hätte sicher das Genick gebrochen. So aber kam sie ganz heil, nur ein bis-



Statistik über das Stillen der Kinder nach Nationalitäten.

chen verwundert unten auf der Erde an und stand zuerst ratlos in einer stillen Gasse, die zu einer kleinen Stadt gehörte.

Da kam ein kleines Mädchen gesprungen, sah das Engeln mitten auf dem Fahrdramm stehen und stieß einen lauten Jubelruf aus.

„Das Christkind“, rief es, „das Christkind! Wahr und wahrhaftig das Christkind!“

Und es hatte eine solche Freude beim Anblick des Engeln, daß sich Sette gar nicht mehr so einsam und verlassen vorkam, sondern gern an der Hand des kleinen Mädchens mit fortging. Und überall, wo das Engeln hinkam, erregte es dieselbe Freude. Die Kinder jubelten und sprangen, die Erwachsenen falteten die Hände und herzten und küßten es. —

Den beiden Engeln im Himmel aber war es gar nicht so wohl zu Mute. Denn sie wußten ja nicht, daß es Sette so gut ging. Und Ette schalt tüchtig auf Tette, die furchtbar weinte und ihr Unrecht aus tiefstem Herzen bereute.

Weil sie nun schließlich beide so sehr weinten, kamen die anderen Engeln herbei und wollten sehen, was los wäre. Aber Ette und Tette konnten vor lauter Schluchzen gar nicht reden, und der alte gute Petrus führte sie, ihnen gütig zurendend, schließlich vor den lieben Gott.

Der liebe Gott wußte eigentlich schon alles, aber er fragte die beiden kleinen Engeln trotzdem genau aus, denn er wollte wissen, ob sie die Wahrheit sagen würden. Sie knieten mit gesenkten Flügeln vor seinen Thron und beichteten alles.

„Laß uns Sette auf der Erde suchen gehen“, baten sie unter Schluchzen, „wir können ohne sie nicht im Himmel bleiben.“

„Ihr wißt“, sagte der liebe Gott nun milder gestimmt, „daß, wer von den Engeln länger als einen Tag und eine Nacht auf der Erde ist, seine Flügel verliert und ein Erdenkind werden muß.“

Ja, das wußten die Engeln. Aber ihre Liebe zu der verlorenen kleinen Schwester war so groß, daß sie gleich ihr dann lieber auf Erden wohnen wollten.

Da gewährte ihnen der liebe Gott ihre Bitte. Der alte gute Petrus selbst schloß ihnen den Himmel auf, setzte sie in den goldenen Mondwagen hinein und küßte sie zum Abschied auf die Stirn. Und alle anderen Engeln nickten und winkten mit ihren Flügeln, daß es beim Auf- und Zuklappen derselben eine wundervolle Musik gab.

Auf der Erde stiegen Ette und Tette aus und Tette weinte noch immer, Ette konnte sie nicht trösten. Der liebe Gott aber hatte sie in derselben Stadt absetzen lassen, wo Sette heruntergefallen war. Der Mondwagen zog wieder hinauf in den Himmel, und die beiden kleinen Engel machten sich auf, Sette zu suchen.

Sie gingen Straße ab, Straße auf; da es aber schon sehr spät war, trafen sie lange keinen Menschen.

Endlich klopfen sie zaghaft an eine Tür. Eine Frau öffnete ihnen und bekam ganz runde glänzende Augen beim Anblick der beiden kleinen Engel.

„Ach, haben Sie nicht Sette gesehen?“ fragte Ette schüchtern.

„Nein“, sagte die Frau wie träumend, „aber wenn ihr doch ein wenig hier bleiben wolltet! Ich habe ein krankes Kind und das würde sich so sehr freuen, wenn es euch sehen könnte. Es fragt schon immer nach dem Christkind.“

„Ja“, sagten Ette und Tette, „wir wollen ein wenig dableiben, wenn es Ihnen Freude macht, aber dann müssen wir unsere kleine Schwester suchen.“ Die Frau führte sie in das Zimmer und das kranke Kind hatte eine innige Freude beim Anblick der beiden kleinen Engel. Endlich aber mußten sie weitergehen, aber sie mußten dem elenden, kleinen Mädchen versprechen, bald einmal wieder zu kommen.

Sie klopfen noch an viele Türen und überall, wo sie hinkamen, bereiteten sie den Menschen dieselbe Freude durch ihren Anblick. Und überall mußten sie ein wenig verweilen und so kam es, daß sie am nächsten Tage

ihr Schwesterchen noch nicht gefunden hatten. Schon neigte sich wieder die Sonne und es wurde Abend. Wenn sie nun Sette nicht bald fanden, mußten sie für immer auf der Erde bleiben und konnten nicht wieder zurück zum lieben Gott auf die schöne blaue Himmelstiefe.

Als sie schon ganz verzweifelt und traurig waren, sahen sie plötzlich Sette in einer Gruppe spielender Kinder, wie sie gerade ein kleines weinendes Mädchen liebevoll tröstete. Sie war sich wohl gar nicht der Gefahr bewußt geworden, daß sie immer auf der Erde bleiben müsse, wenn sich die zweite Nacht auf die Erde herabsenkte.

„Sette“, riefen Ette und Tette glücklich. Und „Tette“ und „Ette“ klang es jubelnd zurück. Die drei Engeln lagen sich schluchzend vor Glück in den Armen. Erst konnten sie lange kein Wort reden, aber dann faßte sich Ette, als die Vernünftigste zuerst, und gemahnte an die Rückreise, die lang und beschwerlich vor ihnen lag, weil kein Mondwagen da war und die Engeln erst ganz kurze Flügeln hatten, denn sie waren noch sehr klein.

Alle Menschen in der kleinen Stadt waren sehr traurig, als die Engeln Abschied nahmen, aber diese versprachen, den lieben Gott zu bitten, daß sie wiederkommen dürften.

Und dann flogen sie wieder dem Himmel zu. Ach, es war sehr ermüdend, denn es war ja so schrecklich weit. Aber manchmal half eine mitleidige Wolke, manchmal trug sie auch der Wind ein Stückchen, denn sie waren ja so leicht.

Manchmal dachten die kleinen Engel, daß sie den wunderschönen Himmel nie wiedersehen würden, denn so oft mußten sie im Fluge ausruhen, weil ihre Flügeln sie nicht tragen mochten. Ach, wie weit ist der Himmel doch von der Erde fort!

Aber endlich, endlich, kamen sie doch hin mit all ihrer großen Ausdauer und Geduld.

Oben am großen goldenen Himmelstor empfing sie sogleich der gute alte Petrus, der schon immer besorgt nach ihnen Ausschau gehalten hatte, ob sie auch zur rechten Zeit den Himmel wieder erreichen würden. Er drückte sie ganz fest an sich vor Liebe und all die anderen kleinen Engel kamen gelaufen und schrien: „Hurra, die Unzertrennlichen sind wieder da! Hurra! Hurra! Hurra!“

Als ihre Zeit fast um war, wurden sie vor den lieben Gott geführt. Sie fielen alle drei vor ihm nieder und senkten die Flügeln und baten demütig um Vergebung. Der liebe Gott lächelte ihnen vor Güte zu und gewährte ihnen gern seine Vergebung, denn ihre große Liebe zu einander hatte ihn schon versöhnt.

Dann brachten Ette und Tette noch ihre große Bitte vor: noch einmal zu dem kranken Kinde fliegen zu dürfen, um es gesund zu machen, wenn der liebe Gott es wollte.

Aber der liebe Gott schüttelte freundlich sein silberweißes Haupt. „Nein, das geht nicht“, sagte er bestimmt, „das ist zu viel für euch. Ich will euch aber im Traume zu dem kranken Kinde senden, daß es meint, ihr wäret wirklich da. Weil ihr aber so viel Freude auf Erden verbreitet habt, sollt ihr von jetzt ab jedes Jahr zu Weihnachten auf die Erde fliegen dürfen. Ihr sollt in Zukunft meine Weihnachtsengeln sein, das Christkind für meine Menschenkinder auf Erden.“

Ette, Sette und Tette waren so glücklich über die Güte des lieben Gottes, daß sie nicht wußten, was sie antworten sollten. Und gewiß hätten sie vor lauter Jubel und Glück wieder eine Dummheit gemacht, wenn sie die alte Frau Holle nicht schnell in ihr flodenweiches Wolkenbettchen gebracht hätte, nachdem sie noch Himmelstau getrunken und Sternbrot gegessen hatten.

Als sie drin lagen in ihren weichen Kissen, fielen ihnen vor Müdigkeit sogleich die Augen zu, und Kopf an Kopf und Brust an Brust geschmiegt, träumten sie von ihrer Erdenwanderung und ihrer künftigen Mission als Christkinderlein.

Das Heil der Welt.

Die Hoffnungen des ganzen europäischen Kontinentes erwarten einen „endgültigen, wirklichen Frieden“. Die Tatsachen des politischen Lebens beweisen, daß es Mächte gibt, welche die Ankunft dieses Friedens Mal auf Mal verhindern. Das Problem der politischen Gegenwart erschöpft sich in der Frage, wie die drohenden, friedestörenden Mächte zu überwinden seien. Die Tragik des Problems, daß eben die verschiedenartigen Bemühungen um den Frieden immer wieder zu friedestörenden Gewalten auswachsen. Wer diese Tragik nicht erkannt hat, der liest die Tagespresse umsonst, der weiß nicht, wo die Gefahren lauern. Jede Schreiberei, die darauf ausgeht, jene Tragik zu verhüllen, betrügt die Menschheit. Dreiviertel aller Publikationen aber sind aus Interessengebundenheit gezwungen, die tiefen Ursachen der zögernden Verständigung zu verschweigen, und somit schließt sich der verhängnisvolle Ring: Die warnen sollten, müssen durch Schweigen mithelfen, das Gute in Böse zu verwandeln, werden selber böse.

Die Jahreswende 1922 steht im Zeichen einer weit fortgeschrittenen Dekadenz der Demokratie, eines schwindenden Kredites demokratischer Methoden bei Massen und Leitern. Der einst so gefeierte Gedanke „parlamentarischer Kontrolle“, der als praktisches Resultat des Krieges erwartet wurde, steht als jammervolle Farce da. Es gibt eine große Institution, die unter der Kontrolle vieler Parlamente steht: Der Völkerbund. Dieser Völkerbund bildet insofern das Vergnügen aller Journalisten, weil er in allen Kommissionen der Presse freien Zutritt gewährt. Die Zeitungen würden aus diesen Sitzungen Berichte in Ueberfülle erhalten, würden aus diesen Berichten leben können — aber, wer veröffentlicht mehr als Auszüge aus den Arbeiten dieser unendlich fleißigen Büros? Mit instinktiver Sicherheit spürt es alle Welt, was aus Genf kommen kann: Förderung einiger internationalen Bestrebungen, Beschlüsse über hygienische Vorschriften, die von möglichst vielen Parlamenten ratifiziert werden, weil sie keine unmittelbaren Interessen der einzelnen Staaten kreuzen, ebensolche Beschlüsse zur Einschränkung des Mädchenhandels, zur Vernichtung der Opiumgefahr. Internationale Post und Telegraph, nun internationale hygienische Maßnahmen, weiteres Fortschreiten der gedanklichen Solidarität. Ungelöst aber bleibt in Genf das politische Problem, das in der Ueberbrückung wirtschaftlicher Gegenätze bestünde.

Die „parlamentarische Kontrolle“ aller Regierungen müßte ersetzt werden durch eine andere Forderung: Parlamentarische Kontrolle aller großen Geschäfte. Was sich zwischen Petrolmagnaten abspielt, was die Kali- und Eiseninteressenten unter einander abmachen, was die Besitzer der Kohle, die Landbesitzer und die Schiffahrtsgesellschaften für wirtschaftliche Ziele verfolgen, das müßte unter die Kontrolle der Volksvertreter gestellt werden. In Wirklichkeit hat sich überall die Sache umgekehrt: Die Parlamente stehen unter Kontrolle der wirtschaftlichen Großmächte, zwingen die Regierungen, das zu tun, was für die wirtschaftlichen Herren von augenblicklichem Vorteil zu sein scheint, und markten mit den Parteien der Opposition um geringe Zugeständnisse an die wirtschaftlich ohnmächtigen Schichten des Mittelstandes und der untersten Massen. Daß die Vertreter der Opposition selber zu wirtschaftlichen Kämpfern geworden sind und nichts weiter sein können, ergänzt das Bild. Die Diskreditierung des parlamentarischen Systems kann aus der wirtschaftlichen Uebergewalt vollkommen erklärt werden.

Im Innern der Volksvertretungen selbst drückt sich die verlorene Hoffnung auf parlamentarische Mittel in der Untätigkeit der Abgeordnetenversammlungen aus. Nicht Untätigkeit im Einzelnen, sondern im Gesamten. Was als Frucht fleißiger und erhörter Beratungen erwächst, scheint gar zu oft der Mühe nicht wert zu sein. Stillstehen, mit dem Gegner auf einen Modus vivendi zu kommen suchen, ihm etwas abzulisten, was ihm schadet, das ist in den Augen der Kritiker das Wesen parlamentarischer Arbeit. Gegenseitige Lähmung der Parteien, darum verzweifelter Stillstand, darum Versuche,

den Stillstand zu überwinden, darum spähen des Tastens nach neuen Methoden, darum schließlich der entschlossene Wille einzelner Kühner, die Demokratie hinzuerwerfen und sich der Diktatur zu bemächtigen. Wenn gewiegte Parlamentarier mit der alten Methode noch etwas erreichen, so geschieht es auf Umwegen, wird die Diktatur verhüllt, aber im Grunde doch diktatorisch regiert. In Amerika mit gekauften Wahlen, mit absolut gehorsamen Zeitungen, und im großen Europa mit wenig andern Mitteln.

Die wirklichen Tatsachen des politischen Lebens werden in den nächsten Wochen scheinbar in einer der wichtigsten Konferenzen seit Friedensschluß, in der Finanzkonferenz von Brüssel in Erscheinung treten. Und nach dieser Konferenz wird ein türkisches Parlament den unter endlosen Mühen zustandgekommenen Kompromißfrieden von Lausanne ratifizieren oder auch nicht ratifizieren. Es wird die Rede sein von einer neuen osteuropäischen Abrüstungskonferenz, welche den nun doch abgeschlossenen Vertrag über die Unterlassung gegenseitiger Angriffe ergänzen will. Ferner tritt Amerika sehr wahrscheinlich an Europa mit einem neuen großen Abrüstungs- und Schiedsgerichtsprojekt heran. Es werden auch die noch auf Deutschland lastenden Reparationsverpflichtungen von der deutschen Regierung abermals zu erleichtern gesucht werden. Die großen Kampfsartikel des gestürzten Lloyd George, welche offen erklären, dem demokratischen Frankreich voll zu vertrauen und nur das militaristische zu bekämpfen, die Artikel des „Temps“, worin er Poincarés Weisheit lobt, weil er den Unterschied zwischen dem deutschen Volk und seinen wirtschaftlichen Herren mache, die Versuche der deutschen Gewerkschafter, mit ihren englischen Genossen einen Druck auf die Entschlüsse der Entente vor Brüssel auszuüben, stehen prinzipiell auf derselben Basis wie die kommunistischen Träume von einer Weltrevolution zugunsten der bolschewistischen Sicherung.

All diese Erscheinungen: Friedensschlüsse und Abrüstungsparagraphe, Verbrüderung mit gegnerischen Oppositionsparteien, finanzielle Machenschaften, wirtschaftliche Sabotage von unbeliebten politischen Verträgen bedeuten aber nur die äußere Physiognomie einer innerlich gärenden und verwandelten Welt. Da keine der Regierungen aus den finanziellen Konferenzen das heimbringen kann, was dem eigenen Budget und dem eigenen Stenerzahler Erleichterung und Befriedigung bringt, da keine der wirtschaftlichen Gruppen weder aus den politischen noch den wirtschaftlichen Verträgen einen Bollgewinn zieht, da ferner die gegnerischen Oppositionen immer als Partei identisch sind mit dem Feind im eigenen Lande, dieser Feind aber geradezu verhindern will, was man zu verwirklichen sucht, so wird die öffentliche Meinung radikalisiert, ohne daß ein Führer dies eigentlich wünscht, und diese Radikalisierung hintertreibt die eigentlichen Erfolge all der Konferenzen und Verträge. Der scheinbar ungeheuer verwickelte politische Organismus enthält einen ganz einfach gebauten Kern: Die Interessen haben ihre Gleichrichtung verloren, sich der Kontrolle entzogen und radikalisiert durch ihr Widerstreben automatisch das politische Leben.

Das Heil der Welt — im politischen Sinne — ist die Gleichrichtung der Interessen. Das große politische Genie muß mehr können als sich in irgend einem Lande der Diktatur bemächtigen oder gar sich vom Diktator eines Landes zum Imperator des ganzen europäischen Zivilisationskreises entwickeln. Er müßte zugleich allen wirtschaftlichen Interessengruppen die Gleichrichtung ihrer Ziele geben, das heißt, sinnvolle Kontrolle über sie gewinnen, die Methode finden, welche unfehlbar die Auffassung widerlegt, als sei der Vorteil des einen der Nachteil des andern. Das kann nicht mit Theorien gemacht werden, das muß einer durchsehen, der an der Macht sitzt und in einem praktischen Fall zu entscheiden hat. Und da die Erkenntnis dämmert, wie ungeheuer schwer die Aufgabe sei, wie unmöglich vor allem die Erfüllung der heutigen Demokratie fallen muß, so schwindet der Kredit des alten Systems weiter. Zum unendlichen Leidwesen aller. Denn Diktatur kann ebenjogut Chaos wie Rettung bringen. -kh-